

Friedrich Georg Jünger

ROBINIEN

Robinien sind in der Landschaft, in der ich jetzt wohne, selten zu finden, weder in den Gärten noch verwildert. Wachsen würden sie wohl, aber die Leute hier mögen sie nicht. Der Baum gibt hartes Holz und die besten Zaunpfähle, die man sich denken kann. Sie faulen nicht, doch müssen sie umgekehrt, entgegen ihrem Wachstum eingeschlagen werden. Davon aber will ich nicht sprechen, sondern von etwas anderem, das lange zurückliegt und heute, an einem Junitage, in mir aufstieg, als ich in einem Stadtgarten eine blühende Robinie sah und den Duft der Blüten roch. Ich mußte an das Lager denken, in dem ich einen ganzen Sommer verbrachte. Wir wurden dort ausgebildet, und das war für uns, weil der Sommer heiß war, eine harte Zeit. Auch wurden wir nicht geschont. Ein armseligere Platz läßt sich schwer denken. Dort war nichts als Sand, gelber, rötlicher, manchmal auch schneeweiß, der wohl aus purem Quarz bestand. Wehte der Wind, dann trieb er den Sand überall hin, in den Nacken hinein, unters Hemd, zwischen die Schenkel und in die Schuhe. Er wehte in die Ziegelbaracken, in denen wir wohnten, scheuerte beim Essen zwischen den Zähnen und kitzelte im Bett den Rücken. Dort standen nur einstöckige Ziegelbaracken aus einem gelben Ziegel, der viel trister ist als der rote, und um das Lager zog sich ein engmaschiger Stacheldraht, von dem noch zu sprechen ist. In dem Sand wuchs nicht viel mehr als hartes Gras, das so scharf wie ein Messer schneiden konnte; ich schnitt mich einige Male daran, als ich es herausreißen wollte. Wenn ich beim Exerzieren lag und auf das Gras sah, schien mir mehr Kieselsäure als Blattgrün darin zu sein. Viele Robinien waren da, und ihnen schien der Sand nichts auszumachen; sie wuchsen ganz unbekümmert um ihn, vermehrten sich auch fleißig, so daß um die Bäume sich Stacheldickichte bildeten, durch die niemand sich hindurchzwängen konnte. Im Juni begannen die Bäume zu blühen; weiße Blütentrauben hingen an ihnen, und ein betäubend süßer Duft wehte unversehens durch das Lager. Wenn der Wind jetzt von Westen kam, brachte er auch Heugeruch von den großen Wiesen mit, die dort lagen und gemäht wurden. Ging man aus dem Lager hinaus, eine gute Viertelstunde durch den Sand, dann veränderte sich die Landschaft. Ein Dorf lag in der Schleife eines kleinen Flusses, und bei ihm begann ein weites Wiesenland. Für seine Entwässerung war wenig gesorgt; im Vorfrühling stand es ganz unter Wasser, trocknete dann aber aus, ohne daß der Graswuchs zu leiden schien. Das Gras stand, wie ich selbst sah, sehr üppig dort. Weithin dehnten sich die flachen Wiesen, die nicht den Bauern gehörten, sondern von der Militärverwaltung bewirtschaftet wurden. Das konnte uns gleichgültig sein, aber nicht gleichgültig war, daß jetzt, zur Zeit der Heuernte, eine große Schar Mädchen erschien und auf den Wiesen ihre Arbeit

begann. Darüber wurde viel gesprochen, und mancherlei Pläne wurden geschmiedet, so daß es allen vorkam, als ob mehr Munterkeit sich zeigte. Vorauszusehen war, daß die Mädchen nicht lange bleiben würden und daß jeder, der eine Bekanntschaft machen wollte, sich daran halten mußte. Mir schien, daß an der Unruhe der Robinien- und Heuduft nicht unbeteiligt war; es roch jetzt würziger, und die Sommerhitze begann schon.

Aus dem Lager war, die Sonntage ausgenommen, nicht leicht herauszukommen. Tagsüber war an nichts anderes zu denken als an den Dienst, und um neun Uhr abends mußte jeder in der Baracke sein. Mancher war dann so müde, daß er nur noch an Schlaf dachte und wohl auch daran, daß er um vier Uhr in der Frühe wieder aufstehen mußte. Oft hatten wir auch Nachtübungen. Mit zwanzig Jahren aber ist das kein Hindernis, sich noch eine zusätzliche Nacht um die Ohren zu schlagen. Selten gelang es, sich in der Woche eine Ausgeherlaubnis bis Mitternacht zu verschaffen. Die herrschende Meinung war, daß wir nur Unfug stifteten und schlapp zum Dienst kamen. Ich war aber ohne diese Erlaubnis schon zweimal draußen gewesen, war ins Dorf gegangen und hatte mit einem der Mädchen gesprochen. Sie hieß Tilly, kam von einer Landwirtschaftsschule zur Heuernte, und ich wollte sie wiedersehen.

Unsere Baracke lag - ein Vorteil, wenn es einer genannt werden kann - dicht am Stacheldraht, und wir stellten auch die Wache dort, die am Draht auf und ab ging. Es kam nun dahin, daß wir den Draht auf eine ingeniöse Art anschnitten, so daß sich in ihm eine Tür bildete, durch die wir ein und aussteigen konnten. Zu sehen war von außen nichts. es war beste Handwerksarbeit. Stiegen wir aus und ein, dann drückte der Posten beide Augen zu, und für diesen

Liebesdienst erhielt er eine Packung Zigaretten. Auch unser Stubenältester war im Einverständnis. Wir lagen in der Kompanie in drei Räumen, in jedem ein Zug, und der Stubenälteste ließ nie mehr als zwei in der Nacht hinaus, bestimmte auch, wer gehen durfte, wenn sich mehr als zwei meldeten. Daher fügte es sich, daß ich mit Marx ging. Marx war ein waschechter Zigeuner und sah auch so aus. Schwarzhaarig und schwarzäugig war er, olivfarben, bewegte sich auch wie ein Zigeuner mit katzenhafter Geschmeidigkeit. Beliebt war er nicht, weil er zu fremd für die anderen war, und deshalb wohl auch gefürchtet, da seine Bewegungen und Zornausbrüche schwer vorauszusehen und zu beurteilen waren. Er war mehr gewandt als stark, ein zäher Bursche, dazu ein geschickter Messerwerfer. Seine Künste zeigte er uns manchmal, und ich sah da, daß sein Messer einen eigentümlichen Griff hatte, der wohl beschwert war. Nachprüfen konnte ich das nicht, da er das Messer nie zum Besehen bergab und nicht duldete, daß ein anderer es berührte. Diese Künste vermehrten sein Ansehen nicht, schadeten ihm vielmehr. Man sah ihm zwar gern zu, wenn er seine Geschicklichkeit zeigte, aber die Leute in unserer Kompanie, Söhne von Bauern und Handwerkern zumeist, hielten das Messer für eine niedere Waffe, die

im Streit nicht verwendet werden durfte.

Ich merkte an diesem Abend, daß Marx viel daran lag, aus dem Lager herauszukommen, denn er kämpfte hart mit einem anderen um seine freie Nacht, schaffte es auch, weil er noch nie draußen gewesen war. Was ihn hinauszog, wußte ich nicht. Doch sagte ich mir, als wir durch die Drahttür stiegen, daß er nicht wegen der Mädchen, die auf den Wiesen mähten, hinausging. Das war leicht zu sagen, da die Bauerntöchter die Zigeuner nicht mögen und sich nicht mit ihnen einlassen. Es gibt ja kaum einen größeren Unterschied als zwischen einem Zigeuner und einer Bauerntochter, und schwer zu denken ist, was ein Zigeuner mit einer Bauerntochter anfangen sollte. Ich sah aber, daß er aufgeräumt und vergnügt war, auch schwatzte er gleich, als wir in der Dunkelheit weitergingen, auf mich ein. Ich kümmerte mich nicht um sein Geschwätz, verstand auch nur die Hälfte davon, denn er mischte Wörter und Wendungen ein, die ich nie gehört hatte, daher auch nicht enträtseln konnte. Soviel aber verstand ich, daß er mit mir in eine Wirtschaft gehen und Wein trinken wollte, und damit war ich einverstanden.

Wir kamen jetzt ins Dorf, und hier muß ich sagen, daß das Dorf sich auf die Bedürfnisse im Lager und auch auf die Sitten und Bräuche darin eingerichtet hatte. So waren einige Läden da, in denen die Soldaten kauften, und mehr Wirtschaften, als für einen so kleinen Ort nötig waren. Es versteht sich, daß wir die mieden, in denen wir Offiziere vermuteten. Wir gingen in eine, in der ich mit Tilly schon gewesen war. Als wir eintraten, fragte uns der Wirt: „Habt ihr Urlaubsscheine?“

„Nein“, sagte ich.

„Ausgeherlaubnis?“

„Auch nicht.“

„Dann ins hintere Zimmer.“

Wir setzten uns nun in ein kleines Zimmer, und dort zu sitzen war mir nicht unlieb, da es einen Blick auf den Hof gab, der von einer elektrischen Birne erleuchtet wurde. Die Mädchen waren in einem zugehörigen Hause untergebracht, vor dem ich einige stehen sah, doch war Tilly nicht darunter, und ich entschloß mich, in Ruhe abzuwarten, bis sie herauskam. Der Wirt schlürfte uns nach und fragte, was wir trinken wollten. Marx bestellte eine Flasche Rotwein.

„Ich lade dich ein“, sagte er.

„Laß das lieber“, antwortete ich, „ich kann meinen Wein selber bezahlen.“

„Schlag mir das nicht ab. Du hast dich immer gut benommen gegen mich, kannst auch ein Glas Wein von mir annehmen.“

Lieb war es mir nicht, daß er mich einlud; es verpflichtete mich. Auch sagte ich mir, daß er mich nicht umsonst und auf gut Glück einlud und wohl etwas von mir wollte. Er sah mich mit seinen schwarzen Augen hin und wieder an und lächelte sparsam dabei, was

bei ihm schon viel war. Kränken mochte ich ihn nicht, und als der Wein kam, trank ich mit, sah dabei auch aus dem Fenster auf den Hof hin. „Bist du verabredet?“ fragte er mich.

„Was geht das dich an?“

„Es sieht ganz so aus, als ob du verabredet bist. Ich möchte dir einen Vorschlag machen.“

Ich sah ihn an, er druckste herum, beugte sich zu mir und flüsterte: „Laß das heute und geh mit mir.“

Ich dachte erst, ich hätte ihn nicht richtig verstanden, und als ich verstand, wurde ich ärgerlich. „Den Teufel werde ich tun“, sagte ich. „Misch dich doch nicht in meine Sachen

Ich sah, daß Tilly jetzt herauskam und vor dem Haus stehen blieb. Sie stand mit vier anderen Mädchen da und schwatzte mit ihnen. Ich hatte ihr nicht gesagt, daß ich kommen würde, und darin lag, wie sich gleich zeigte, ein Versäumnis. Von der Straße her kamen jetzt drei Unteroffiziere, gingen auf die Mädchen zu und sprachen mit ihnen. Die Mädchen steckten die Köpfe zusammen und tuschelten miteinander, als ob sie berieten, und gleich darauf gingen alle miteinander fort. Ich wußte, daß sie zum Tanzen gingen, und der Abend schien mir verdorben zu sein. Zum Tanzen konnte ich ohne Ausgeherlaubnis nicht gehen; es

war zu gefährlich, und wenn ich kontrolliert wurde, saß ich auf. Ich stand am Fenster und ging verdrossen an den Tisch zurück.

Marx aber, der sich alles schon zusammengereimt hatte, denn er witterte so scharf wie ein Wolf, fragte mich: „Ist sie dabei?“

Ich antwortete ihm nicht, er beugte sich über den Tisch und sagte: „Sarimani!“ — so ähnlich klang das, was er sagte — „du solltest dich mit solchen Mädchen gar nicht abgeben. Sie riechen nach Milch.“

„Nach Milch?“ fragte ich verwundert.

„Nach Kühen.“ Er schüttelte sich und lachte. „Kommst du jetzt mit mir?“

„Nein.“

„Überleg dir doch erst, was ich sage.“

„Schnurstracks gehe ich ins Lager zurück und lege mich ins Bett“, sagte ich wütend.

„Ich fresse den Mond, wenn du nicht mit mir gehst. Das ging nicht, wie du dachtest, he? Aber zu ganz anderen Mädchen werde ich dich jetzt bringen. Da wirst du sehen, was Feuer und Pfeffer ist.“

Schöne Läusekniekerinnen mögen das sein, dachte ich. Überhaupt lügt er ja, denn wo will er die Mädchen hernehmen? Und weshalb drängt er darauf, daß ich mit ihm gehe? Aber es war doch der Augenblick, in dem ich neugierig wurde und ihn aufmerksamer be-

trachtete.

Er zahlte den Wein, und ich war nicht wenig erstaunt, als er noch vier Flaschen zum Mitnehmen bestellte.

„Vier Flaschen?“ fragte der Wirt, der sich auch verwunderte, dem aber das Geschäft nicht unlieb sein konnte.

„Her damit!“ Er zahlte bar, wir steckten uns jeder zwei Flaschen in die Tasche, und er schoß wie ein Pfeil hinaus. „Was ist das für einer?“ fragte der Wirt, als ich das Zimmer verließ. „Ein seltsamer Kumpan.“ Ich antwortete ihm nicht, hörte ihn aber noch sagen. „Vier Flaschen? Verdammt, nehmt euch in acht heute.“ So uneben war das nicht, denn der Wein war schwer.

Wir gingen nun im Dunkel nebeneinander, gingen aus dem Dorf hinaus, nicht über den Fluß und in die Wiesen hinein, sondern seitlich und wieder in den Sand. Und während wir gingen und er lange Schritte machte, fragte ich mich wieder: „was will er von dir? Wozu nimmt er dich mit?“

Überall standen Robinien, Bäume und auch Büsche, und zwischen ihnen tauchte jetzt ein Lichtschein auf, auf den wir zugingen. Als wir näher kamen, sah ich drei schwere Wagen, Wohnwagen, die in Hufeisenform aufgestellt waren. Auf der Fläche dazwischen brannte ein Feuer, um das Leute saßen. Da ging mir ein Licht auf, und ich sagte mir, daß das seine Leute waren.

„Woher wußtest du, daß sie hier sind?“ fragte ich ihn.

Er ging jetzt so rasch, daß ich kaum Schritt hielt, und antwortete nur: „Sie haben mir geschrieben.“

Zigeuner haben immer Hunde, und auch hier waren sie und begannen scharf zu bellen, als wir ankamen. Sie rannten wütend auf uns zu, aber dann begannen sie zu winseln und zu kriechen und legten sich auf den Bauch vor Marx. Er tätschelte sie, nahm aber, weil er Eile hatte, nicht die Hand dazu, sondern den Fuß. Als ich das sah, sagte ich mir, daß es seine Familie sein müsse, die dort lagerte.

So war es auch. Und eine solche Begrüßung hatte ich noch nicht gesehen. Sie sprangen auf, rannten auf ihn zu, umarmten und küßten ihn, als ob sie ihn von oben bis unten ab lecken wollten. Ein Höllenlärm war da, Geschrei, Triller, Umhergetanze. Und was mich am meisten erstaunte — der Kerl wurde butterweich davon. Butterweich wurde er; die Tränen liefen ihm über die Backen, und er schnappte nach Luft.

Dann, als ein wenig Ruhe eintrat, ging er auf einen dicken, fetten Mann zu, der sitzen geblieben war. Sehr respektvoll näherte er sich ihm und beugte sich zu ihm nieder. Der Dicke legte ihm die Hand auf den Kopf und küßte ihn auf beide Backen. Ich sagte mir also, daß es der Chef oder Kapo seiner Familie sein müsse oder auch der ganzen Sippe, denn für eine Familie waren zuviel Leute da. Als die Begrüßungen endeten, wurde auch

ich aufmerksam betrachtet. Sie tuschelten mit ihm und er mit ihnen, und sie kamen alle auf mich zu und gaben mir die Hand. Auch der Chef begrüßte mich. Marx nahm mir die Flaschen ab und überreichte sie dem Chef, der sie in den Sand stellte.

Für mich war das alles fremde Welt, die ein fremdes Ansehen und auch einen fremden Geruch hatte. Das nächste war, daß Marx mit mir in die Wagen hineinging und sie mir zeigte. Sauber, ja elegant sah es darin aus. Gefältelte Vorhänge an den Fenstern, furnierte Möbel, Blumen, kleine Betten, in denen die Kinder schliefen, und große, die sehr reinlich bezogen waren. Pferdezeigener, wie ich sie als Kind oft gesehen hatte, waren das nicht; sie fuhren mit schweren, motorisierten Wagen durch das Land und erzeugten ihr Licht und ihren Strom selbst. Vom Pfannenflicken und dergleichen Künsten konnte das alles nicht kommen. Die Wagen rochen nach Wohlstand und zeigten, daß Vermögen in und hinter ihnen steckte. Woher aber das Geld kam und wie es umgetrieben wurde, wußte ich nicht, mochte auch nicht danach fragen. Ich sah mir alles genau an, und am meisten gefielen mir die Kinder, die in den Betten lagen. Die kleinen Mädchen trugen das Haar in der Mitte gescheitelt, und ihre schwarzen Zöpfe lagen neben dem Kopf auf den Kissen. Sie hielten die Finger im Mund, als ob sie an etwas Süßem sögen. Ich merkte, daß Marx mich aufmerksam, ja gespannt betrachtete, merkte auch, daß er stolz war, mir eine solche Pracht zeigen zu können. Mir gefiel das an ihm, ich sparte auch nicht mit meiner Anerkennung und strich alles heraus, bis er schallend auflachte. „Komm jetzt“, sagte er, „wir wollen essen.“

Wir gingen zum Feuer zurück und setzten uns auf Dekken, die über den Sand gelegt waren. Die Nacht war warm, und sie saßen alle schon da und warteten auf uns. Die jungen Zigeunerinnen liefen umher und hatten Robinienblüten im Mund, an deren Stielen sie kauten. Wir tranken erst einen Schnaps, der nach Pflaumen schmeckte, und fingen dann mit dem Essen an, das sie brachten. Bekannt ist, daß die Zigeuner Liebhaber von Igelfleisch sind, und ich hätte das gern einmal versucht, hatte auch gehört, daß es wohl-schmeckend sei. Damit aber war es nichts, und das Essen schmeckte so, wie es bei wohlhabenden Leuten zu erwarten ist; es war ausgezeichnet und wurde sauber serviert. Mir schien, daß es ein Festessen für den verlorenen Sohn war, doch gab es kein Kalb, sondern Hühnerfleisch mit Reis, vorher auch, um das nicht zu vergessen, eine Suppe, alles stark gewürzt und gut zubereitet. Endlich machten sie zu meiner Verwunderung noch Büchsen auf, in denen Scheiben von Ananas lagen. Von meiner Verwunderung muß ich sagen, daß sie immer größer wurde, doch hinderte sie mich nicht am Essen, das mir nach dem gleichgültigen Fraß im Lager —Hülsenfrüchte meist — vortrefflich schmeckte. Wir tranken Wein dazu, nicht nur den roten, den wir mitgebracht hatten, sondern auch anderen, und ich schonte den Wein nicht. Marx aber trank noch mehr; er schüttete die Gläser nur so herunter. Nach dem Essen aber begann das Vergnügen.

Wir saßen nicht alle zusammen, sondern in Gruppen. Die Weiber saßen für sich und die verheirateten Männer für sich. Marx und ich saßen mit drei Mädchen zusammen, welche wunderliche Namen hatten und Kiki, Zizi und Boa gerufen wurden. Abkürzungen und Kosenamen mochten das sein; mir aber kamen sie mehr wie Vogelgeschrei vor. Wir saßen so eng im Kreis, daß ich nicht herausbrachte, wem die Knie und runden Beine gehörten, die sich an mich preßten. Sehr anregend war das, so daß meine Verdrossenheit ganz verschwand und gleichsam weggeschwemmt wurde von dem wachsenden Vergnügen, das ich empfand. Im Anfang aber war ich sehr vorsichtig, ja schüchtern, ich wußte nicht, wie weit ich gehen konnte und sah mich nur um. Die Mädchen hatten sich prächtig geschmückt; sie trugen seidene Kleider und waren so elegant, daß sie mich einschüchterten. Die Seide war vielleicht zu bunt und war wohl Kunstseide, aber zu ihren Rabengesichtern und zum Feuer paßten sie, so daß nichts daran auszusetzen war. Tilly trug sich viel einfacher und hatte abends, wenn sie ausging, nur ein blaues Leinenkleid mit einer kleinen Spitze am Hals an. Ihr Kleid gefiel mir, aber die seidene Kleider gefielen mir auch. Die Mädchen waren viel unbefangener als ich, tranken tüchtig und schwatzten wie die Amseln, und da ich sah, daß sie mich nicht als Fremden und Eindringling behandelten, taute ich auf. Ich brachte auch rasch heraus, daß Marx sich am meisten mit Boa beschäftigte, wandte meine Aufmerksamkeit daher den beiden anderen zu. Boa war ein ziemlich großes, etwas mageres Mädchen mit einem wilden Gesicht, und wenn ich sie ansah, sagte ich mir, daß es mit dem Feuer und Pfeffer seine Richtigkeit haben mochte. Mir schien auch, daß sie von höherem Rang war oder doch mehr Ansehen hatte als die beiden anderen, und diese Vermutung erwies sich als richtig. Kiki erzählte mir, daß sie die Tochter und das einzige Kind des Chefs sei. Ich schloß daraus, daß sie von der ganzen Herrlichkeit, die ich um mich sah, den Hauptanteil erben werde, und sagte mir, daß Marx ein kluger Bursche sei. Kiki und Zizi waren zierlicher. Und Kiki gefiel mir am besten, weil sie ein Gesicht wie eine Mandel und lange, schwarze Wimpern hatte. Wenn sie die Wimpern senkte, war es mir, als ob zwei schwarze Fächer ausgebreitet würden. Sie saß neben mir, und ich bewegte mich gegen sie zunächst so, als ob alles Zufall wäre. Als Zufall kann es dann noch genommen werden, aber es versteht sich, daß ein Mädchen ganz genau weiß, wo der Zufall aufhört und die Absicht anfängt. Von der Seite her sah ich, daß sie mit ihren Wimpern fächerte und lächelte, manchmal auch laut auflachte, wenn ich sie anstieß, und das machte mich mutiger. Ich legte die Hand an sie und um sie und hielt sie manchmal so, wie man ein Musikinstrument hält, vorsichtig und genau, spürte da auch, daß sie schön gewachsen war.

Allerhand wurde jetzt vorgebracht, und gewiß, die Leute verstanden sich zu belustigen, sie brauchten keinen anderen dazu und bewegten sich selber. Pantomimen, Musik, Gesang und dergleichen wechselten ab. Marx machte ihnen vor, wie er exerzieren mußte,

und sie schrien vor Lachen. Wir lachten, klatschten Beifall und tranken unentwegt; ich spürte, daß mir der Wein in den Kopf zu steigen begann, doch konnte ich damals viel vertragen. Boa, Kiki und Zizi mußten auch zur Belustigung beitragen. Boa und Zizi machten zusammen etwas Pantomimisches, das mir gut gefiel, Kiki aber mußte singen. Sie stand auf und stellte sich einige Schritte entfernt von uns hin, schwieg erst und begann dann mit ihrem Gesang. Sie sang eine Strophe und brach dann in einen Schrei aus, der von allen, auch von mir, mitgeschrien wurde. Was sie sang, verstand ich nicht, da sie in einer fremden Sprache sang. Sie fing monoton an, brach in ihren Schrei aus, der von uns allen aufgenommen wurde, und begann die nächste Strophe. Bald merkte ich, daß sie die Strophen schneller sang und daß die Schreie rascher wiederkehrten, spürte dabei auch, daß das tiefer ging, ins Blut nämlich. Vielleicht kann man eine ganze Nacht so singen, wenn man das Tempo nicht beschleunigt, aber sie sang so, daß niemand mehr sitzen blieb, daß alle aufsprangen und auf ihrem Platz schrien und stampften.

Dazwischen wurde Kaffee gereicht, starker, bitterer Kaffee, der mich wieder ernüchterte. Ich sagte schon, daß die Nacht warm war, eine schöne Juninacht, auch der Mond kam jetzt ein wenig hervor. Mirwar sowohl, wie mir lange nicht gewesen war; ich saß da wie in einem Samtkleid, und daran war der Rotwein nicht unbeteiligt. Kiki gefiel mir nach ihrem Gesang noch besser, und ich fing an, sie mit zärtlichen Blicken zu betrachten. Sie faßte mich mit der Linken am Handgelenk und schrieb mir mit dem rechten Zeigefinger etwas in die Hand hinein. Was das heißen sollte, wußte ich nicht und sah sie fragend an. Auf einmal aber begannen alle, lange Hälse zu machen und horchten wie die Störche in die Nacht hinaus. „Was ist los?“ fragte ich Marx, der ebenso aufmerksam lauschte. Er hielt die fünf Finger einer Hand ausgestreckt in der Luft und schlug mit ihnen aufgeregt hin und her. Und jetzt hörte ich, daß ein Geräusch von Motoren in der Luft lag und näher kam. Gleich darauf sah ich ein Licht, das heller und heller wurde. Und nun rollten drei Wagen heran, schwere Wohnwagen, die den unseren wie ein Ei dem anderen glichen. Ein Höllenaufruhr entstand da.

Ich hielt das erst für ein Freudengeschrei, aber nur kurz, nur bis zu dem Augenblick, in dem ich sah, daß die Hunde, die draußen gestreunt hatten, sich auf unser Lager zurückzogen, jaulend und mit gesträubtem Haar. Auf Hunde verstand ich mich, und in ihrem Verhalten lag nichts, das auf einen freundschaftlichen Besuch hindeutete. Und jetzt sah ich auch, wozu der Chef gut war. Seine Stimme übertönte alle anderen; die Befehle, die er rief, waren scharf und kurz, und sogleich zogen sich die Weiber in die Wagen zurück. Mir aber wurde, als ich erkannte, daß hier zwei feindliche Familien oder Sippen zusammentrafen, übel zumute. Ich sah, daß Marx wie ein Bock hin und her sprang und mit seinem Messer zu fuchteln begann. Mord und Totschlag schwebten mir vor, und dann etwas anderes, näherliegendes, das mich mehr beunruhigte, die Aussicht, daß wir nicht recht-

zeitig ins Lager zurückkehren könnten. Zwar hätte ich mich jetzt ungehindert in die Büsche schlagen können, aber ich sah sofort, daß ich ohne Marx nicht gehen konnte, daß auf mir allein die Verantwortung lag, ihn zurückzuschaffen. Brachte ich ihn nicht zurück, würde mir das angekreidet werden. Eine Kette von üblen Dingen rollte sich da auf, seine Verhaftung durch die Militärpolizei, die Entdeckung unserer nächtlichen Ausflüge und unserer Drahttür, Vernehmungen, Arreste und dergleichen.

Ich fand aber den Schlüssel zu allen diesen Schwierigkeiten und sah gleich, daß ich mich nur an den Chef wenden konnte. Wunderbar war mir die Ruhe, mit der er mich anhörte, während doch schon die Feindseligkeiten dicht vor der Eröffnung zu stehen schienen und seine Männer sich zum Kampf rüsteten. Er nickte zu meinen hastig hervorgestoßenen Worten und sah mich wohlwollend an. „Ich will keine Unordnung“, sagte er. „Er soll sich fortmachen.“ Sogleich wandte er sich an Marx und befahl ihm, sich wegzuscheren, und da dieser fortfuhr, aufgeregt vor ihm hin und her zu tanzen, gab er ihm einen Fußtritt in die Seite, wie ich ihn mächtiger nie gesehen habe. Marx wurde durch die kraftvolle Bewegung aufgehoben und fortgeschleudert, fiel mit dem Gesicht auf die Erde und blieb liegen. Ich sah noch, wie der Chef seinen Feinden würdevoll entgegenging und wie sich von der anderen Seite ein ebenso dicker, fatter Mann näherte. Die Begegnung der beiden Häuptlinge wartete ich nicht ab, sondern hob zunächst das Messer auf, das Marx verloren hatte. Mir kam das Messer sehr schwer vor, und ich sagte mir, daß es mit Blei gefüllt sein müsse. Marx rührte sich nicht, und als ich ihn umdrehte, sah ich, daß er nicht verletzt, sondern vollkommen betrunken war. Ich schüttelte ihn, hob ihn an, und sogleich als ich ihn losließ, fiel er wie ein Sack in den Sand zurück. Dazu also hat er dich mitgenommen, dachte ich. Er hat das vorausgesehen und sich einen Gepäckträger bestellt, der ihn ins Lager zurückschleppen soll. Ich hatte gute Lust, ihm noch einen Fußtritt in den Hintern zu geben. Er grunzte nur unwillig, und der Mond schien ihm jetzt ins Gesicht. Ein ganz betrunkenes, starres, eigenwilliges Gesicht hatte er. Ich zog ihn durch den Sand nach den Wagen hin, sah aber voraus, daß ich ihn auf diese Weise nie ins Lager bringen würde. Eine stumme Verzweiflung befiel mich; ich hockte an einem der Wagen, durch dessen Fenster Licht fiel und brütete vor mich hin. Dann wurde die Tür des Wagens geöffnet und eine alte Frau stieg das Treppchen herab, das am Wagen angebracht war. Sie war mager und hatte ein richtiges Geiergesicht. „Was sitzt ihr hier?“ fragte sie. „Und was ist mit Marx los?“

Ich erklärte ihr, daß er betrunken sei, daß wir ins Lager zurück müßten und daß ich ihn bis dahin nicht allein ziehen oder tragen könne. Das würde eine böse Sache werden.

„Du mußt ihn Erde riechen lassen“, sagte sie.

„Erde riechen?“ fragte ich verwundert. „Wozu soll das dienen?“

„Weißt du nicht, daß der, der Erde riecht, nüchtern wird?“ Obwohl ich bezweifelte, daß

das helfen könne, drehte ich ihn wieder um und wühlte sein Gesicht auf dem Boden herum. Es half auch nichts, denn der Sand dort hat kaum einen Geruch, und selbst wenn er einen gehabt hätte, hatte Marx kein Geruchsorgan mehr. Er war und blieb so betrunken, daß er nicht einmal Moschus oder Asa Foetida gerochen hätte. Inzwischen hatten sich die Bewohnerinnen des Wagens um uns versammelt, und ich wurde so wütend, daß ich allein fortgegangen wäre, wenn ich nur die geringste Ausrede gehabt hätte. Von der Männerseite kam wildes Geschrei, und die Frauen lauschten dorthin; ich achtete aber nicht mehr darauf. Endlich kam Kiki, die im Nebenwagen wohnte, und sagte: „Los jetzt, ich werde dir helfen.“

Viel war ihre Hilfe wohl nicht wert, doch wurde mir leichter zumute, auch sah ich ein gutes Zeichen darin, daß gerade sie kam. Wir zogen Marx jetzt an den Armen fort, und ich zog doppelt so stark wie Kiki. „Du brauchst nur mit halber Kraft zu ziehen“, sagte ich ihr, „sonst strengt es dich zu sehr an.“

„Ich bin nicht so schwach“, antwortete sie, „und halte das gut aus.“ Sie zog auch ganz wacker, aber es war doch saure Arbeit, und als wir am Dorf vorüber waren und an die Schleife des Fließchens kamen, mußten wir eine Rast einlegen.

„Auf diese Weise dauert der Weg länger“, sagte ich ihr, indem ich nach meiner Armbanduhr sah. „Aber ich denke jetzt, wir werden es schaffen. Ein Glück ist, daß der Dienst morgen später beginnt, wir brauchen erst um sechs aufzustehen. Die Sonne geht aber gegen vier Uhr auf, und vor der Dämmerung müssen wir am Draht sein.“

Sie sagte nichts dazu und lachte nur. Wir saßen auf einer kleinen Erhebung im Gras, und ich fragte sie: „Wie lange werdet ihr bleiben?“

„Bis morgen früh.“

„Und wohin fahrt ihr dann?“

„Nach Frankreich.“

„Glaubst du, daß das eine schlimme Sache wird mit eurem Streit?“

„Es wird nicht so schlimm werden.“

„Warum glaubst du das?“

„Weil wir alle unterwegs sind und Eile haben. Paß auf.“ Sie lauschte in die Nacht hinaus. „Hörst du?“

Ich lauschte auch und hörte das Geräusch von Motoren. „Sie fahren schon weiter“, murmelte sie.

„Hör, Kiki“, flüsterte ich ihr ins Ohr, „können wir uns nicht wiedersehen?“

Sie kaute wieder an einem Robinienstengel und schwieg. Dann sagte sie: „Ich bin doch hier.“ Sie legte sich lang hin und ließ sich im Gras von dem Hügel hinunterrollen. Ich sah sie nicht mehr und hörte nur noch ihr Lachen.

Klug sind die Zigeunermädchen, und ich muß sagen, daß ich ihre Klugheit bewundere.

Manche werden mir einwenden, daß das nur Schlaueit ist. Nun, es versteht sich von selbst, daß ein Zigeuner schlaue sein muß, wenn er durchkommen will. Fast immer bewegt er sich unter Leuten, die ihm nicht woh]gesinnt sind und ihn scheel ansehen. Das, was er mit den Leuten treibt, ist auch nicht immer zu rühmen. Indessen muß er doch leben, muß sein Geschäft treiben, und Geschäft ist, wie ganz richtig gesagt wird, das Geld anderer Leute. Aber das alles meine ich nicht; ich meine, daß der klug ist, der sich genau bewegt, und zwar mit der Genauigkeit, die ihm zugute kommt und sein Glück erhöht. Wer will bestreiten, daß unser Glück in der Bewegung liegt und nur aus unseren Bewegungen hervorgehen kann. Meine Frage war viel dümmer als ihre Antwort. Viel Zeit hatten wir nicht und mußten bald wieder nach Marx sehen. Er lag da, wo wir ihn hingelegt hatten und schnarchte mit offenem Munde. „Jetzt ist's an der Zeit, ihn ein wenig zu erfrischen“, sagte Kiki. „Faß ihn an.“

Wir zogen ihn an das Flübchen hinunter, hielten ihn jeder an einem Bein und tauchten ihn in das Wasser hinein, so daß er bis an die Brust darin versank. „Vorsicht, daß er nicht erstickt“, sagte ich.

„So rasch erstickt niemand.“

Das Mittel war auch probat, denn er wurde munterer, begann zu prusten und zu grunzen und konnte sogar ein wenig gehen, knickte aber immer wieder ein. So zogen wir ihn an das Lager und den Draht hin, und Kiki verabschiedete sich dort von mir, beantwortete auch die Frage, die ich ihr auf dem Hügel gestellt hatte. „Marx wird dir immer sagen können, wo ich bin.“

Der Posten kam jetzt an den Draht, und ich sah, daß es der lange Theologiestudent war, den wir in der Kompanie hatten. „Das ist eine Schweinerei, daß ihr so spät kommt und das Mädchen bis an den Draht mitbringt“, murrte er. „Nächstens werdet ihr sie noch in Uniform stecken und zum Exerzieren mitnehmen.“

„Halt's Maul“, sagte ich, indem ich ihm zwei Pakete Zigaretten gab. „Du mußt mir helfen, ihn in die Baracke zu bringen.“

„Besoffen ist der Schweinehund auch.“

„Nun“, sagte ich, „du drückst dich nicht eben theologisch aus.“

„Wenn die Ronde kommt, sind wir aufgeschmissen. Sie können sich hier im Gebüsch anschleichen, und du siehst nicht, wenn sie kommen.“

„Darauf hin mußt du es riskieren. Mach den Draht auf und faß an. Denkst du, daß du die Zigaretten umsonst bekommst?“

Er stellte jetzt sein Gewehr weg und half mir. Es ging auch gut ab. Wir brachten ihn an sein Bett und legten ihn hinein. Ein leichter Streif der Dämmerung war schon zu sehen. Die Nacht hatte wenig Kühlung gebracht, und vorauszusehen war, daß wir einen heißen Tag bekommen würden. Die Robinien dufteten stark.

Einige Tage darauf, als ich beim Waschen neben Marx stand, sah er mich scharf an und fragte: „Woher hast du das?“

„Was meinst du?“

„Das, was du auf der Brust trägst. Hast es doch nicht gefunden.“

„Nein, Kiki hat es mir gegeben. Was ist damit?“

Er lächelte, was in der Baracke selten vorkam. „Zeig's her.“

Ich gab es ihm hin, einen kleinen Lederbeutel, der an einer Schnur hing. Er faltete ihn auseinander und zog ein Stück Papier hervor, auf dem Schriftzeichen standen.

„Was ist damit?“ fragte ich ihn.

„Es hat die Kraft, daß du an die denkst, die es dir gegeben hat.“

„Darauf will ich es ankommen lassen.“

„Und hat auch noch die Kraft, daß die anderen nichts von dir wissen wollen.“

„Auch das wird sich zeigen.“

Erwähnen muß ich noch, daß diese Nacht eine Freundschaft zwischen Marx und mir begründete, die vorhielt. Ich sah ihn auch wieder, zuletzt in Barcelona. Er war in seiner Soldatenzeit mager und sah hungrig aus, aber er wurde ein ebenso dicker und fetter Chef wie sein Vorgänger und reiste mit funkelneuen Wagen durchs Land. Er war immer erfreut, wenn er mich sah. Auch Boa, seine Frau, wurde eine dicke Zigeunerin. Kiki aber sah ich nicht wieder; sie starb bald, nachdem ich sie kennengelernt hatte, an einer Lungenentzündung.